



ASTRID DEHE  
ACHIM ENGSTLER

*Unter  
Schwalbenzinnen*



FLORENZ, FRÜHLING 1442

ROMAN — STEIDL

ASTRID DEHE  
ACHIM ENGSTLER

*Unter  
Schwalbenzinnen*



FLORENZ, FRÜHLING 1442

ROMAN — STEIDL

**MATTEO TRAT DURCH DAS TOR;** die Straße war still geworden. Vor dem Haus gegenüber spielten zwei Kinder mit einer räudigen Katze, ein Junge und ein Mädchen. Der Junge kraulte dem Tier unbeholfen den Rücken, während seine Schwester ihm sanft über den Kopf strich, die Katze leckte ihr die Finger, versuchte, sich zu erheben, was nicht gelang. Ihre Hinterläufe waren gebrochen. »Zitto, gatto, zitto, zitto«, sang das Mädchen, ruhig, Katze, ruhig, ruhig. Plötzlich nahm der Junge einen Stein und erschlug das Tier. »Morto, gatto, morto, morto«, sang das Mädchen.

Die Glasscheiben der Apotheke spiegelten letzte Sonnenstrahlen. Civetta hatte die Fenster kürzlich erst einsetzen lassen, der anspruchsvollen Kundschaft wegen. In den Werkstätten wurden weiterhin die üblichen, mit Leinen bespannten Holzrahmen verwendet, zum Missfallen Paulos. Merkt Ihr denn nicht, Civetta, hatte er gesagt, dass der Glanz, den Ihr zur Straße zeigt, erborgt ist? Ein Zwerg, der auf den Schultern von uns Riesen steht, funkelnder Schein, dem wir hier hinten Sein verleihen. Ihr zahlt dafür, ein paar Florin im Jahr, nur reicht dem Künstler Geld nicht aus. Wir wollen Anerkennung, Respekt vor unserer Leistung, und das heißt: Bedingungen, die uns geziemen. Reißt dieses ölgetränkte Leinen ab und gebt uns Glas! Sonst steht Ihr eines Tags alleine hier, kein Kopist mehr da, kein Miniaturmaler, kein Geselle mehr, der Euch Tinkturen mischt, und keiner, der die Farben rührt. Selbst der Garzone wird verschwunden sein und anderswo in seiner Nase bohren. Euer Laden wird sich leeren, Civetta, Staub wird den Boden und die Eichentresen decken, der Wind wird heulen durch zerbrochene Scheiben, bis endlich einer kommt, der

Euch ein bisschen Gold gibt für das Ganze. Und wenn Ihr Glück habt, unverdientes Glück, Civetta, wird er aufs Firmenschild, unter den breiten neuen Namen, »vormals: di Poggino« schreiben, in kleinen, winzig kleinen Lettern.

Vormals. Morto, gatto, morto, morto. Vormals Giacomo Fini, Weinhändler. Was heißt das denn? Dass die Katze nicht mehr versuchte aufzustehen, nicht mehr verraten, grausam getäuscht wurde, nicht mehr für Zuwendung nahm, was Ablenkung, Hinterhalt gewesen war. Dass der Tod des Tieres das Mädchen zeichnete, auch wenn sie, vom Recht kindlicher Bosheit geschützt, nichts davon merkte. »Vormals« ist die Last der Lebenden.

Das Mädchen war aufgestanden, stieß die Katze mit der Fußspitze an, der Junge wog den Stein noch in der Hand. Matteo beachteten beide nicht. Hinter ihm wurde die Tür geöffnet, der Altgeselle kam, rollte irgendetwas zwischen den Fingern, das er dann in den Mund steckte, kauend nickte er Matteo zu, zog die Hände in die weiten Ärmel, machte sich auf zu seiner Frau und den sechs Kindern. Lebt dein Vater noch, Smeraldo? Meiner ist tot und hat in seinen letzten Stunden getan, was er immer getan hat, immer tun wollte: mich verpflichten. Deshalb musste er mich noch einmal sehen. Nur deshalb. Pflicht, Pflicht! Den Trunk ließ er jeden trinken. Selbst das Sterben konnte er nur unter diesem Begriff denken: »Fauler Körper. Pflichtvergessen. Lläuft davon.« Auch dass seine Sätze selten ein Subjekt besaßen, gehörte dazu. Die grammatische Person drängte sich ihm zu sehr vor, verdeckte, was man eigentlich war: Glied einer Kette.

»Giacomo, der Sohn ist da.« Der Sohn! Nicht: Matteo. Diese Frau, kaum älter als er, Tochter eines spanischen

Arztes, hatte ihn nie gemocht, wollte ihn gleich aus dem Haus haben nach der Heirat, alle Erinnerung tilgen an Gabriella, seine schöne, tote Mutter, deren Augen, Haare und schlanker Wuchs, deren versonnene Widerspenstigkeit in Matteo lebten. Der Vater hatte sich gefügt, den präventiven Willen seiner zweiten Frau zum Auftrag an den Sohn gedreht. »Taugst für Besseres als Wein. Gehst nach Florenz, zu deinem Onkel.« Tuchmacher werden, Lehrling, Geselle, Meister, Mitglied der Arte della Lana, einen eigenen Handel gründen, Familie verzweigen, die Fini in Florenz ansässig machen. Pflicht! Matteo hatte sie nicht angenommen. Schon im ersten Lehrjahr war er geflüchtet, nicht des Onkels wegen, mit dem er ganz gut auskam, sondern weil er den Imperativ nicht ertrug: »Gehst nach Florenz«. Dem musste er seinen Willen entgegensetzen, auch wenn er gar nichts wollte damals mit seinen vierzehn Jahren. Hatte sich herumgetrieben, zuerst vor der Stadt, dann im Umland, war in üble Gesellschaft geraten – Matteo dachte nicht gern daran zurück, warum auch.

Den Vater hatte er seither nicht mehr gesehen. Jetzt war er auf einen verblassten Mann getroffen, vom Fleisch verlassen, die Knochen lang geworden, ein bisschen Flaum noch auf dem breiten Schädel, die Augenbrauen dafür Büsche, so wild gewuchert, dass sie die Lider fast berührten. Einen Mann, den nur eines noch am Leben hielt: den ältesten Sohn in die Pflicht zu nehmen, ihn zu erinnern an diesen anderen Auftrag, die andere, große Pflicht, vor der Matteo nicht würde fliehen können. Vor der kein Fini fliehen durfte.

Ein in Leinen gewickeltes, verschnürtes Bündel lag auf der Brust des Vaters, als Matteo die Kammer betrat. Giacomo Fini hielt die Augen geschlossen, sagte die ersten

Worte, ohne sie zu öffnen.

»Warst lange fort.«

»Ja.«

»Bist Kopist geworden, nicht Tuchmacher.«

»Ja.«

»Satan kopiert, Matteo.«

Ja, ja. Die alte, altbekannte Litanei. Widerwillig hatte Matteo zugehört, so widerwillig wie als Junge, wenn der Vater abends mit ihm noch in den Weinberg gegangen war. Auf dem Weg hatte er Satans Macht beschworen, in kurzen, harten Sätzen. Die teuflische Fähigkeit, das Gute nachzuahmen und das Böse dann als Gutes zu maskieren. Die Schwäche der Menschen, die Vertauschung nicht zu durchschauen. Sind abgefallen vom Guten, können es nicht mehr sehen, nicht fühlen, nicht mehr schmecken. Nehmen irgendeinen angenehmen Geschmack für den wahren, schlürfen verzückt den verschnittenen, überzuckerten Wein. Kannst die Blinden nicht sehend machen. Halten dich für blind.

Im Berg angekommen, hatte Matteo dann zwischen Rebstöcken die zehn Verse memorieren müssen, diese fremden, unheimlichen Laute, die er ausstieß wie ein Hund, der den Mond anbellt:

fachys ykal ar ataíin  
shol shor ytres ykor  
sholdy shory cthar ory  
kaír ktaí aíin shar ar  
cthar cthar shaír ory  
kaíin cthar darai oíin  
okaí otos cthar otaí  
okan saír shear haíin

**cphar haíin ydar ashy  
cthar ytres ctchar shaír**

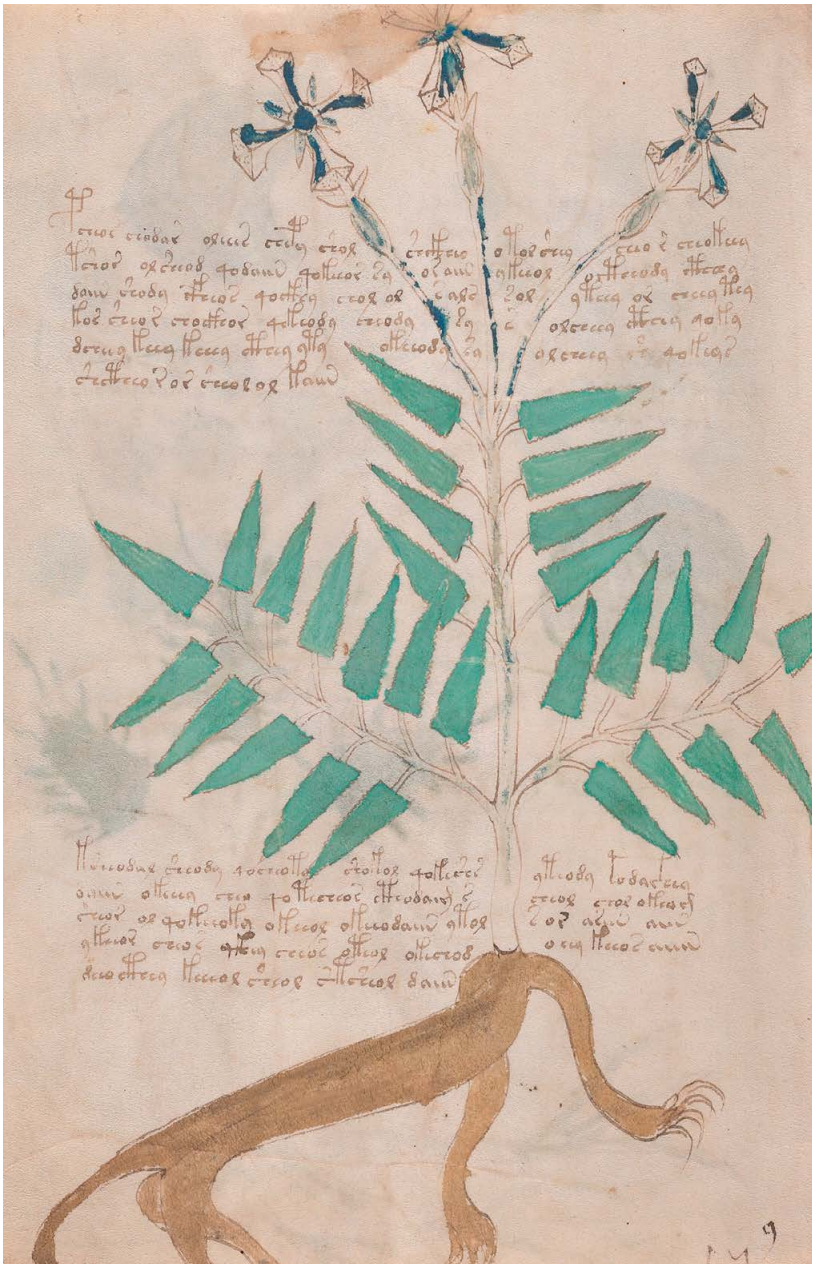
Laut! Hört keiner hier. Lauter! Stockte Matteo irgendwo, vergaß er ein Wort, verschluckte eine Silbe, musste er von vorn beginnen. Nochmal. Und lauter! Hier, weit draußen, weit vor den Mauern der Stadt, durfte man die Verse sagen, rufen, schreien durfte er sie hier sogar. Aber nie, niemals dort, wo jemand sie hören könnte!

Satan wächst, hat seine Ohren, Augen überall, sammelt seine Heere, die unter vielen Bannern, vielen Wappen reiten. Kommt bald auch zu dir, Matteo. Wirst ihn nicht erkennen.

Solange Satan wächst, solange bleibt er unsichtbar. Versteckt sich hinter tausend, abertausend Masken. Erst auf der Höhe seiner Macht muss er sich zeigen. In diesem einen Augenblick, in dem das Böse drauf und dran sein wird, das letzte Gute zu verschlucken, fällt auch die letzte Maske. In diesem einen Augenblick ist Satan nackt und schutzlos. Müssen vorbereitet sein darauf. Die Waffe zur Hand haben. Unsere Pflicht!

Die Waffe: das Buch, aus dem die Verse stammten. Matteo hatte es zum ersten Mal an seinem zwölften Geburtstag gesehen, ein Bündel dunkelbrauner Pergamente, auf ungleiche Größe geschnitten, Blatt für Blatt mit denselben, unverständlichen Zeichen bedeckt. Schweigend hatte der Vater Matteo die Seiten betrachten lassen und dann, als auch die letzte betrachtet war, zum ersten und einzigen Mal den Arm um seinen Sohn gelegt.

Die Pflicht der Fini: dafür sorgen, dass das Buch zur Hand sein wird an jenem Tag, in jenem Augenblick, wann immer der kommen möge.



„Die Wurzeln entscheiden, Matteo. Evelina hat recht.  
Aber was tun die Leute? Schaun auf die Blüten.“